

# „Eine schreckliche Zeit“

Alexander Weisheim war als Arzt nach der Katastrophe von Tschernobyl vor Ort im Einsatz.

Von Johanna Stummer

Ein metallenes Kreuz mit buntem Aufdruck ist ihm geblieben. „Teilnehmer an der Beseitigung der Folgen des Unfalls im Kernkraftwerk Tschernobyl“ steht in kyrillischer Schrift um einen roten Blutstropfen in der Mitte. Dieser Tropfen symbolisiert die Opfer der Nuklearkatastrophe und die schweren Folgen. Die goldfarbenen Buchstaben Alpha, Beta und Gamma um den Tropfen herum stellen die radioaktiven Strahlen dar.

Wenn Alexander Weisheim aus Burgkirchen im Landkreis Altötting über die Katastrophe jener Tage erzählt, dann holt er manchmal dieses Kreuz heraus. Gut versteckt in einem Schächtelchen lagert es in einer Schublade im Wohnzimmer seiner Wohnung. „Es war furchtbar, ganz furchtbar, was damals in Tschernobyl passiert ist“, erinnert sich der heute 80 Jahre alte Mann.

## 1995 kam er mit seiner Familie nach Deutschland

In den 1980er Jahren lebte Alexander Weisheim noch in der Ukraine. In einem Ort namens Enerhodar, gut 850 Kilometer von Tschernobyl entfernt. Erst im Jahr 1995 kamen er und seine Familie, die von Wolgadeutschen in Russland abstammen, als Spätaussiedler nach Deutschland.

In Enerhodar arbeitete der studierte Arzt in einer Behörde, die einem Gesundheitsamt gleichzusetzen ist. Er war dort in leitender Funktion als Hygienearzt beschäftigt. Und als deutlich wurde, was da in Tschernobyl passiert war, wollte der Arzt Weisheim nur eines: helfen.

Heute vor 40 Jahren, an jenem 26. April 1986, kam es im Kernkraftwerk Tschernobyl zum größten anzunehmenden Unfall – dem GAU. Eine Explosion erschütterte nachts den Reaktorblock 4. Vor Ort aber erreichten die Informationen nur langsam die Öffentlichkeit. Anfangs hieß es, ein Feuer sei ausgebrochen. Viele Erstherfer, Feuerwehrmänner und ande-



Nur mit einem Mundschutz ausgerüstet, besuchte Alexander Weisheim ein Jahr nach dem Zwischenfall das Unglücksgelände. Als Hygienearzt beriet er in der für die evakuierten Menschen neu gebauten Stadt Slawutytsch. Die Auszeichnung für seinen Einsatz – ein kleines rotes Metallkreuz – hat er bis heute. – Foto: Stummer

re sollten zu spät von der unsichtbaren Gefahr erfahren. „Es wurden so viele in diesen ersten Tagen stark verstrahlt. Viele sind später verstorben“, erinnert sich Alexander Weisheim. „Das war eine schreckliche Zeit.“

Er selbst arbeitete zu diesem Zeitpunkt noch in dem Gesundheitsamt in Enerhodar. Einer seiner Kollegen war just an jenem Wochenende zu Gast in Tschernobyl. Er schlief in einem Hotel in dem nur fünf Kilometer entfernten Ort Prypjat und kehrte am nächsten Morgen in seine Heimatstadt zurück. Das war sein Glück, wie sich noch zeigen sollte.

Es gehörte damals zu den Routineuntersuchungen dazu, bei Mitarbeitern regelmäßig Messungen durchzuführen, erzählt Weisheim. Dabei fielen ihnen gleich die hohen Werte des Kollegen auf. Sofort wurde alles entfernt, gewaschen, entkontaminiert. „Er hatte Glück“, sagt Weisheim heute. Zum Zeitpunkt des Unglücks befand sich der Kollege in dem Hotel und verließ gleich am Morgen die Region. „Er war nur kurz den Strahlen ausgesetzt.“ Für Weisheim und seine Mitarbeiter aber war es der erste Hinweis, dass in Tschernobyl etwas Katastrophales geschehen sein muss.

In den Tagen danach, als die

Hilfsmaschinerie endlich anliefe, wurden die Anwohner des Ortes Prypjat evakuiert. Auch die Bewohner der umliegenden Städte und Dörfer verteilten sich über das ganze Land. Und auch in dem Gesundheitsamt von Alexander Weisheim kamen nun immer häufiger Betroffene an. „Wir haben geholfen, wo wir konnten“, sagt er.

## „Solche Schutzanzüge hatten wir damals nicht“

Die schwerer betroffenen Patienten kamen gar nicht bis zu ihm. Sie wurden gleich in die Krankenhäuser verlegt. Viele ahnten da noch nichts von den möglichen Konsequenzen. Von der Krebsgefahr und den Spätfolgen.

Ein Jahr sollte es dauern, bis Weisheim als Arzt seinen Einsatz in Tschernobyl bekam. Er war einige wenige Male direkt am Unglücksort, erzählt er. Nur mit einem Mundschutz ausgerüstet. „Ach wissen Sie, solche Schutzanzüge hatten wir damals nicht. Und ich war jung, ich habe mir über die Gefahr keine Gedanken gemacht.“ Der ausgebildete Arzt, der später in Deutschland als Altenpfleger arbeitete, hatte Glück: „Mir geht es gut.“ Er ist gesund.

In jenem Jahr nach der Katastrophe war Weisheim einige Wochen vor Ort für die Hygienemaßnahmen zuständig. Half vor allem in dem Ort Slawutytsch. Diese Stadt war nach der Katastrophe komplett neu erbaut worden – etwa 50 Kilometer von Tschernobyl entfernt. Es ist eine in acht Sektoren unterteilte Stadt, jeder Sektor wurde von einer ehemaligen Sowjetrepublik erbaut. So bekamen die Anwohner des Atomkraftwerks ein neues Zuhause. Heute leben dort 20 000 Menschen.

Weisheim half bei Fragen rund um die Hygiene. Hygieneärzte berieten grundsätzlich in Kliniken zum Thema Infektionsprävention; sie erkennen Probleme bei der Infrastruktur, speziell bei der Wasserversorgung, und beraten ganz allgemein bei der Umsetzung von Hygienestandards. Wurde etwa eine Schule oder ein Restaurant fertiggestellt, überprüfte Weisheim die Einrichtung.

Tschernobyl hat er nach jenen Wochen nicht mehr besucht. Sehr wohl aber die Kleinstadt Slawutytsch. „Es sind damals nicht alle dorthin gezogen“, erinnert er sich. Viele alte Menschen seien in dem kontaminierten Gebiet geblieben. „Trotz der Gefahr.“ Sie blieben bei ihren Häusern, ihren Tieren, ihrem Land.